

Loch im Eis

Du hast nichts mehr zu verlieren, Dario! Ein Satz, der hängenbleibt. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen, wälze mich zur Seite und schaue auf den Wecker. Elf Uhr siebenundzwanzig. Durch die Vorhänge schimmert dezembergrau. Ich stolpere in die Küche. Wegen der Kleider, die überall herumliegen, falle ich fast hin. Es gelingt mir, mich am Küchentisch festzuhalten, um nicht zu stürzen. Durch den Ruck fällt die halbleere Bierflasche von heute Nacht um. Eine gelbe Pfütze breitet sich auf dem Tisch aus und tropft zu Boden. Mit einem Lappen wische ich die Lache auf dem Tisch auf und schmeiße diesen hinterher wieder zur Spüle, wo er irgendwo zwischen eingetrockneten Tellern zu liegen kommt.

Mein Schädel brummt. Ich lege meinen Kopf auf die Arme. Ein Traumbild drängt sich mir auf. Ein Loch, ins Eis gebohrt. Erinnerungen werden klarer, holen mich ein. Voller Sehnsüchte, die an geschönten Erfahrungen anknüpfen, tappte ich um das Loch. Eine Lücke ohne Brücke. Zwischen gestern und morgen das Leck. Ein Loch im Nichts. Ein Loch in der Zeit. Ohne Energie. Ohne Bewegung, ohne Musik, ohne Thema, ohne Gewicht. Leere Zeit. Leeres Loch. Schwarzes Loch.

Verdichtetes Nichts. Darin ich. Versunken, vertrunken, verträumt, verlassen. Verdichteter Nicht-Mann. Verdichtetes Nicht-Ich. Absurdes Urteil, leben zu sollen. Selbst gewählt? Aus der Kiste mit den Lebensaktionen herausgezogen, ausgezogen, angezogen, um dieses Leben zu leben.

Das schwarze Loch. Ohne Inhalt. Noch immer. Oder nie und nichts. Nur Illusion. Alles. Das Kind. Das Leben. Die Liebe sowieso.

Wie konnte es bloß so weit kommen? Alles habe ich für sie getan. Hätte zumindest. Nicht genug.

Ich mag nicht mehr. Jedes einzelne Wort hat sie ausgespuckt.

Natürlich, es war auch für sie nicht einfach gewesen. Die lange Arbeitslosigkeit nach dem Klinikaufenthalt. Außerdem war die neue Stelle nicht wirklich mein Traumjob. Jedenfalls besser als aufs Arbeitsamt zu gehen. Ganz unten musste ich wieder anfangen. Wie habe ich mir Mühe gegeben! All die Schikanen und das Getratsch habe ich

zu ignorieren versucht. Dabei hätten alle so viel von mir lernen können, denn ich wusste es besser. Und ich hätte es wohl auch besser wissen müssen.

Ich sitze im Bus. Weshalb ich in die Stadt fahre, habe ich vergessen. Ich hoffe, dass es mir wieder einfällt. Es schneit. Ich hasse es, so eng zusammengepfercht mit anderen Menschen, durch die Straßen zu holpern. Zu allem Übel fahre ich rückwärts. Alle gaffen mich an. Mir ist schwindlig. Ich kann meinen Blick nicht scharf stellen. Als trüge ich eine Brille mit falschen Gläsern. Alles wirkt leicht verschoben, obwohl ich doch gar nicht gekippt habe. Alle gaffen. Ich will schreien. Schließe stattdessen die Augen.

Zwei Stationen vor dem Bahnhof steige ich aus, klappe die Kapuze hoch und gehe Richtung Zentrum. Mein Kopf dröhnt. Ich sehne mich nach meiner Wohnung. Die Weihnachtsbeleuchtung blendet. Da! Mir fällt wieder ein, warum ich in die Stadt gefahren bin. Die neue Trance-CD! Ich überquere den Kornhausplatz und tauche in die Gassen der Altstadt ein. Schotterstein unter Schnee. Richtung Gerechtigkeitsgasse. Ich mag die kleinen Kellergeschäfte, wo man über steile Stufen abwärts gelangt. Gleichsam in eine andere Welt. Vor dem Gerechtigkeitsbrunnen bleibe ich stehen. Höre Vaters historischen Monolog. Gebäude und Brunnen sind seine liebsten Objekte. Weil sie stumm sind vermutlich.

Ich starre zum blinden Engel hoch. Nein, blind ist er nicht, seine Augen sind bloß verbunden. Doch das reicht. Außerdem ist er kein Engel und ist eine Sie. Die Gerechtigkeit höchstpersönlich. Die Waagschalen in ihrer linken Hand sind ausgeglichen, das Schwert in der rechten, dem Gleichgewicht zum Trotz, zum Zuschlagen bereit. Grimmig das Gesicht. *Ich zeige dir, was Sache ist!*

Das kann so nicht funktionieren. Bereits als Kind durchschaute ich das. Die Waage? Okay! Doch das Schwert? Und dazu mit Augenbinde! Wer hat sich diesen Bockmist wohl ausgedacht?

Ich netze meine Finger. Lasse meine Hand über die Oberfläche gleiten. Kratze ein bisschen Schnee zu einem Ball zusammen und lege ihn auf das Wasser. Sanft stupse ich ihn unter die Röhre und schon ist er verschwunden. Einfach so. Weg. Geschmolzen. Das Gesetz des Stärkeren. Das Gesetz der Natur. Physik. Gerechtigkeit. Blablabla.

Endlich stehe ich vor meinem Plattenladen. Das heißt, vor jenem Kellerlokal, das bis vor kurzem mein Plattenladen war. Geschlossen. Ausverkauft.

Ich merke erst, dass ich weine, als mich eine Frau anspricht. Ob sie helfen könne. Ihre Stimme klingt wie Christas. Auch das noch!

Die haben letzte Woche zugemacht, sagt sie nun und nickt mit dem Kopf zur Ladentüre. Ich zucke die Achseln und nicke ihr zu. Danke. Dann gehe ich. Hinter der nächsten Hausecke bleibe ich stehen und schaue ihr nach. Sie klingt nicht nur wie Christa, sie sieht auch aus wie Christa! Ich gehe ihr in sicherem Abstand hinterher. Von Geschäft zu Geschäft. Endlich stellt sie sich an die Busstation in der Marktgasse und besteigt den Zwölfer.

Ich stemple meine Mehrfahrtenkarte und steige hinten ein. Sie hat sich hingesezt, doch ich bleibe stehen, um sie besser sehen zu können. Genau wie Christa bläst sie sich die Strähnen aus den Augen. In der Länggasse steigen wir aus. Sie spaziert mit ihren vollen Taschen mitten ins Quartier. Vor einem alten Wohnhaus mit mehreren Stockwerken angelangt, stellt sie die Taschen ab, öffnet den Schlitz eines Briefkastens, den zweiten von links, schielt hinein und lässt ihn wieder los, um ihn zu leeren. Schließlich öffnet sie die Haustüre und lässt sich vom dunklen Schlund ihres Wohnhauses verschlucken.

Ich drehe eine Runde im Quartier. Vergiss sie, Dario. Lass gut sein. Nach zehn Minuten halte ich es nicht länger aus und lese ihren Namen auf dem Briefkasten.

(unveröffentlicht, jedoch öffentlich gelesen am 8. August 2009 im ONO-Bern anlässlich einer öffentlichen Gruppenlesung. Stand August 09)